

Die Nemesis der Rache

Bemerkungen zu Wheeler-Bennetts Buch über die politische Rolle der deutschen Armee

Die deutsch-französischen Beziehungen sind seit vielen Jahrhunderten mit einer Problematik belastet, die zweifellos mehr historisch-politischer Natur ist als psychologischer. Seit den Tagen Ottos II., seit der Schlacht von Bouvines im Jahre 1214, seit den Auseinandersetzungen Karls V. und Franz I., seit den Kriegen Ludwigs XIV. und Napoleons bis in die Gegenwart hinein haben sich die beiden Völker leider nur allzuoft auf dem Schlachtfeld gegenübergestanden. Es gibt viele deutsche Charakterzüge und Wesenseigentümlichkeiten, die die öffentliche Meinung in Frankreich bis zum Augenblick nicht begreift. Das bei unserem Nachbarvolk besonders entwickelte Vermögen rationalen Erfassens verwickelter Tatbestände gibt dem Franzosen aber wenigstens eine Möglichkeit an die Hand, sich widerspruchsvolle und rätselhafte, ja, abstoßende Elemente durch eine nüchterne Analyse zugänglich zu machen.

Den Engländern geht es im Durchschnitt anders. Wo die Franzosen Rationalisten sind, sind die Engländer Empiriker. Der Rationalist besitzt meist die Gabe gedanklich-logischer Spekulation, der Empiriker nicht. Der Rationalist mag trotz allem oft genug zu einem *falschen* Urteil kommen, aber er wird im Ergebnis nur selten der Gefangene eines Vorurteils bleiben, selbst wenn er von einem solchen ausgegangen sein sollte. Insofern möchte man mehr als einen Zufall darin erblicken, daß die erste umfassende und kritische Darstellung der deutschen Armee in den Jahren von 1918 bis 1945, die trotz immensen Fleißes, oft glänzender Darstellung und vieler unerbittlich richtiger Einzelheiten doch schließlich als Gesamtheit an der historischen Wahrheit vorbeizieht, ausgerechnet aus der Feder eines Engländers stammt und nicht aus der eines Franzosen.

Deutsche und Engländer haben sich aus der geschichtlichen Vergangenheit heraus viel weniger vorzuwerfen als Deutsche und Franzosen. Als das Heilige Römische Reich Deutscher Nation noch als repräsentatives und schöpferisches Kraftzentrum des Abendlandes fungierte, war England ein unbedeutendes kleines Inselreich, von Bürgerkriegen und landsmannschaftlichem Hader verwandter Stämme innerlich zerrissen. Als England sich dann schließlich als werdende Weltmacht zu fühlen begann, stieß es vor allem auf die Gegnerschaft Frankreichs, das sich zur Vormacht des Kontinents entwickelt hatte. Die um die Jahrhundertwende unternommenen ernsthaften englischen Bemühungen, aus seiner splendid isolation herauszukommen und einen zuverlässigen Verbündeten auf dem europäischen Festland zu gewinnen, fanden bei dem neugegründeten Deutschen Reich, dessen Außenpolitik von der unberechenbaren Abenteuerlust Wilhelms II. und seiner Berater geprägt wurde, nur wenig Gegenliebe. Die Chance einer vielleicht entscheidenden weltpolitischen Begegnung wurde verpaßt, und zwar, wir wissen es heute, in erster Linie, wenn auch vielleicht nicht durch deutsche Schuld, so doch durch deutsche Nachlässigkeit. Der Burenkrieg, das anwachsende deutsche Industriepotential und nicht zuletzt die sinnlosen deutschen Flottenrüstungen schufen mit einemmal bedenkliche psychologische Wundflächen im Verhältnis der beiden Völker. Militärisch haben sie sich praktisch nur zweimal, im ersten und zweiten Weltkrieg, als Gegner gegenübergestanden. In Deutschland kam damals das Schlagwort vom „perfiden Albion“ auf, wobei nicht vergessen werden darf, daß die öffentliche Meinung in England ihrerseits den Deutschen als einen Ausbund von Perfidie betrachtet. Kein Zweifel, daß sich die beiden Völker in ihrem Wesen viel fremder sind und sich auch im Konkurrenzkampf um Absatzmärkte viel empfindlicher stören, als Deutsche und Franzosen das jemals getan haben. Der angelsächsische Empirismus vergißt geschichtliche Ereignisse und ihre inneren Zusammenhänge sehr leicht, fällt aber auch schnell in ein etwas hochmütiges und selbstgefällig anmutendes Vorurteil zurück. Für den Franzosen ist es zwar ein unumstößlicher politischer Glaubenssatz, daß beispielsweise der deutsche

Imperialismus und Militarismus die Alleinschuld am ersten Weltkriege trügen, aber wenn er ernsthaft darüber nachdenkt, wird er ein augenzwinkerndes Lächeln über seine eigene vermeintliche Sicherheit nicht unterdrücken. Für den Engländer gibt es solche unumstößlichen politischen Gewißheiten kaum, sie beunruhigen weder sein Gewissen noch seinen Nachtschlaf, aber im Unterbewußtsein glaubt er viel naiver und sozusagen hundertprozentiger an vereinfachende Legenden, die einmal aufgekommen sind und nun in seinen Vorstellungen hartnäckig weiterleben.

Nur aus dieser Beziehungswelt heraus ist *Wheeler-Bennetts* umfangreiches Buch „*Die Nemesis der Macht — Die deutsche Armee in der Politik 1918 bis 1945*“ (Droste-Verlag, Düsseldorf 1954, 832 Seiten) zu verstehen und — dies sei gleich vorausgeschickt — in seinen oft maßlosen Übertriebenheiten, Schiefheiten und Ungerechtigkeiten zögernd zu entschuldigen. Allerdings muß ebenso hervorgehoben werden, daß wir kaum zum objektiven Richter über ein Werk taugen, das uns so weh tut und bei dessen Lektüre man immer wieder spürt, daß dem Autor neben aller anerkennenswerten Bemühung um die Deutung der Sachverhalte die förmliche Lust am Wehtun in die Feder diktiert hat. Natürlich kann der Historiker, noch dazu wenn er seinem Buch den schwerwiegenden Titel „Nemesis“ gibt, dem Gegenstand seiner Betrachtung nicht jeden Schmerz ersparen. Die deutsche Armee und die zwielichtige, oft unwürdige Rolle, die sie vom ersten Weltkrieg an bis zum deutschen Zusammenbruch von 1945 gespielt hat, verdienen auch wahrhaftig gar nicht, von einer historischen Untersuchung mit Glacehandschuhen angefaßt zu werden. Was sich in jenen Jahren vollzog, am deutschen Volk und vor allem an seiner Armee, war schon das Einwirken einer Nemesis, die über eine übermütige und weitgehend bindingslos gewordene Macht ihr Urteil fällt. Ein solches Buch hätte aber, um mehr als vorübergehende Sensation zu sein und bleibende Bedeutung zu erlangen, von keinem Autor geschrieben werden dürfen, dem über die notwendigen Schlußfolgerungen seiner Untersuchung hinaus der verallgemeinernde und unversöhnliche Haß gegen alles Deutsche schlechthin so eindeutig anzumerken ist.

Für einen Deutschen, gerade wenn er im Widerstand gegen Hitler eine zwar bescheidene, aber aktive Rolle spielte, ist es infolgedessen ungewöhnlich schwer, bei der Würdigung von *Wheeler-Bennetts* Buch die Gefühle der Verletzung und Empörung zu unterdrücken, die ihm dessen Lektüre vermittelt hat. Wir wollen uns also wenigstens darum bemühen, dem Verfasser nicht das Unrecht vorzuwerfen, das er am deutschen Volke und in gewisser Weise auch an der früheren deutschen Armee beging, sondern uns vordringlich mit den Einzelheiten beschäftigen, in denen *Wheeler-Bennett* die Geschichte selbst vergewaltigt hat. Sehr häufig schießt er nämlich eine an sich korrekte und unwiderlegbare geschichtliche Beweisführung mit einer feuilletonistischen Schlußfolgerung einfach in die Luft. Das haben gewiß viele andere Schriftsteller neben und vor *Wheeler-Bennett* auch getan: man denke nur, um lediglich ein Beispiel hervorzuheben, an die glänzenden Prosaschriften eines *Heinrich Heine*. Aber man muß sich eben für einen Weg entscheiden. Ein Dichter braucht nur durch die Kraft seiner Persönlichkeit, durch den Reichtum seiner Einfälle und durch die Eleganz seines Stils zu wirken; dem Historiker darf es dagegen allein auf die Sache und auf die unbestechliche innere Wahrhaftigkeit ankommen, auch dort, wo er vielleicht eine sehr eigene Meinung zu vertreten hat. *Wheeler-Bennett* wäre vermutlich nicht sehr entzückt, wenn er sich selbst gestehen müßte, daß er nach einem vorbildlich genauen und umfassenden Quellenstudium in manchen Aussagen und Urteilen mit der Sorglosigkeit eines Dichters verfahren ist, dessen Genie man es gern nachsieht, wenn er sich zu einer Sache äußert, ohne auch nur eine einzige Quelle darüber studiert zu haben.

An Fleiß, wir erwähnten es bereits, hat es der Autor nicht fehlen lassen. Es gibt kaum einen Geschichtsabriß der neueren Zeit, in dem eine solche Fülle von Material so sorgfältig und doch so lebendig zugleich verarbeitet worden ist. Diese Leistung wirkt noch erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß sie von einem Autor vollbracht wurde, der die

Geschicke eines ihm fremden Volkes beschreibt, wenn er sie auch stets mit feindseligem Interesse verfolgte. Allerdings enthalten die sachlichen Angaben auch einige grobe Schnitzer, was um so verblüffender wirkt, als Wheeler-Bennett andererseits bei nicht ganz genau feststehenden Daten, ja Tagesstunden, mit äußerster Genauigkeit verfährt und es meist nicht unterläßt, widerspruchsvolle Angaben mit Nennung der jeweiligen Quellen ausdrücklich hervorzuheben. So wird unter anderem in einer Fußnote mit biographischen Details über *Friedrich Ebert* behauptet, dieser sei vom Februar 1919 bis März 1920 Präsident der Verfassungsgebenden Nationalversammlung in Weimar gewesen und erst dann zum Reichspräsidenten gewählt worden. In Wirklichkeit wurde Ebert bereits im Februar 1919 unmittelbar nach dem Zusammentritt der Weimarer Nationalversammlung zum Präsidenten der Republik gewählt; Präsident dieser Versammlung ist er nie gewesen. Außerdem verlegt Wheeler-Bennett die Hinrichtung der Geschwister *Scholl* auf den April statt auf den Februar 1943 und gibt an, die beiden seien mit ihren Mitverschworenen gehängt worden, während sie tatsächlich enthauptet worden sind.

Dies sind indessen Einzelheiten, bei denen nur auffallen muß, daß die allenfalls begreiflichen Irrtümer des Verfassers nicht wenigstens in der deutschen Ausgabe korrigiert worden sind. Wenden wir uns jetzt Wheeler-Bennetts Hauptanliegen zu, seiner Schilderung der politischen Rolle der deutschen Armee vom Höhepunkt des Selbstbewußtseins und der Machtentfaltung bis zum Sturz in den Abgrund am Tage der bedingungslosen Kapitulation. Aus dieser Darstellung lassen sich viele völlig zutreffende Einzelheiten herauschälen, und die deutschen Leser, die sich mit solchen peinlichen Einzelheiten ungern beschäftigen, würden mit Recht in den Verdacht geraten, daß sie die eigene Vergangenheit noch nicht bewältigt haben.

Kein Einsichtiger wird bestreiten, daß die Armee in den letzten zwei Jahrhunderten preußischer und später deutscher Geschichte eine ungleich gewichtigere, selbständigere und verhängnisvollere Rolle gespielt hat als die Armeen anderer Staaten. Wheeler-Bennett leitet die Ursprünge dieses Übergewichts durchaus folgerichtig aus der preußischen Tradition ab und zitiert *Mirabeaus* berühmtes Wort von dem friderizianischen Preußen, daß hier nicht ein Staat eine Armee habe, sondern eine Armee den Staat. Den Ursprung selbst aber nimmt der Verfasser als eine gegebene, möglicherweise gottgewollte Tatsache hin und bemüht sich nicht weiter um kausale Zusammenhänge. Wäre es nicht gerade hier angebracht gewesen, einmal den Gründen nachzuspüren, wann und unter welchen Umständen Brandenburg-Preußen geschichtliche Gestalt gewann? Handelte es sich hier wirklich um eine selbständige Aktion und nicht vielmehr um eine damals unerläßliche Reaktion gegen jenen schwedischen Militarismus, von dem heute niemand mehr spricht, weil es ihn nicht mehr gibt, der aber in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in der Zeit von Fehrbellin überaus schlagkräftig und bedrohlich existiert hat?

Auch mit der Behandlung und Deutung der mehr zeitgenössischen Sachverhalte macht es sich Wheeler-Bennett oft leichter, als erlaubt wäre. Daß im ersten Weltkrieg jahrelang alle Staatsgewalt vom Obersten Hauptquartier ausging und nicht von den zivilen Behörden, wird von ihm mit glänzender Präzision dargestellt. Zwischen den Zeilen — und nicht nur zwischen den Zeilen — ist aber auch in diesem Abschnitt oft genug zu lesen, daß solches eigentlich nur in Deutschland geschehen konnte, ja, in Deutschland notgedrungen geschehen mußte. Wheeler-Bennett vergißt, daß jede Armee auf Grund ihrer besonderen Struktur als Waffen- und zugleich Machtträger das Bestreben hat, sich nach dem Gesetz des geringsten Widerstandes zu entwickeln und auszudehnen. Daß ihr das in Deutschland seit geraumer Zeit leichter gefallen ist als in anderen Ländern, sei unbestritten. Einige wesentliche Gründe dafür hat auch Wheeler-Bennett scharfsinnig nachgewiesen. Er übertreibt aber, wenn er aus dem einmaligen Ereignis des Versagens der zivilen Gewalt gegenüber der Obersten Heeresleitung während des ersten Weltkrieges ein unentrinnbares geschichtliches Fatum macht. Es hat andere Entscheidungsmomente der deutschen Geschichte

gegeben, in denen sich eine ebenso kraftvolle wie besonnene zivile Persönlichkeit gegen die Militärs, ja, gegen den Obersten Kriegsherrn selbst durchgesetzt hat. Wer eine Geschichte des deutschen Militärs und speziell des deutschen Militarismus schreibt, sollte nicht vergessen, um der ausgleichenden Gerechtigkeit willen auf die wenigen, aber wichtigen Niederlagen des Militarismus im eigenen Land zu verweisen. Man denke etwa an die Situation von Nikolsburg im Jahre 1866, als Bismarck gegenüber den Militärs das Feld der politischen Vernunft behauptete.

Während der Epoche der Weimarer Republik beschäftigt sich Wheeler-Bennett besonders eingehend mit der Persönlichkeit *Seeckts*, für den er bei allen Vorbehalten des Engländer gegenüber einer politischen Haltung das zu haben scheint, was man gemeinhin eine Schwäche nennt. Hier erreicht seine Analyse überhaupt den Höhepunkt, wahrscheinlich gerade weil er Seeckt als Einzelpersönlichkeit anziehend findet und so unwillkürlich auch den objektiven Wirkungen seiner Tätigkeit gerechter wird als das sonst bei seinen Wertungen deutscher Politik und vor allem deutscher Militärpolitik anzutreffen ist. Seiner scharfen Verurteilung des schließlich betrogenen Betrügers *Kurt von Schleicher* kann man sich nur anschließen, so sehr man dessen tragisches Ende am 30. Juni 1934 bedauern mag.

Wie aber steht es nun mit der „Nemesis der Macht“ selbst? Nach Wheeler-Bennetts Auffassung beginnt sie ihr strafendes Werk im Augenblick von Hitlers Machtergreifung, als die Wehrmacht zwar äußerlich viele Vorteile und Pfründen im Zeichen der beginnenden Aufrüstung übertragen bekam, um aber innerlich desto raffinierter und unaufhaltsamer von einem politischen Freibeutersystem in ihrer moralischen Substanz unterminiert und ausgehöhlt zu werden. Das ist richtig. Die sträfliche und unentschuld bare Illusion der Wehrmacht unter der Führung *Blombergs*, sie könne auch weiterhin ein Staat im Staate bleiben, und zwar mit hochmütiger Indifferenz gegenüber der Tatsache, daß dieser Staat kein demokratischer Rechtsstaat mehr war wie die Weimarer Republik, aber auch kein wohlgeordneter Obrigkeitsstaat mehr wie das Reich vor 1914, sondern eine makabre Organisation politischen Untermenschen- und Verbrechertums, hat sie auf den moralischen Nullpunkt geführt. Wheeler-Bennett ist hier mit seinen unbarmherzigen Schärfen gegenüber allen denjenigen beizupflichten, die aus unangebrachter Scham oder gar aus hartnäckiger Unbelehrbarkeit an dieser schrecklichen Wahrheit rütteln möchten. Man jagt nicht ungestraft in einem Augenblick nach Macht und Karriere, in dem hunderttausend andere gegen alles Recht und Gesetz in Konzentrationslagern und Gefängnissen schmachten. Den Staat Adolf Hitlers getragen, unterstützt und nach außen furchtbar gemacht zu haben, statt ihn durch ein höchst legitimes Pronunciamento bereits dann über den Haufen zu rennen, als er seine Bestialität offenbarte, war mehr als eine Unterlassungssünde der Militärs. Es war eine tiefe geschichtliche Schuld, die der Nemesis bedurfte.

Diese Nemesis kam aber — und hier offenbart sich wieder Wheeler-Bennetts fundamentalen Irrweg — von innen und nicht erst von außen. Spät, allzuspät sind die führenden Repräsentanten der deutschen Wehrmacht, vornehmlich die ihres eigentlichen Traditionsteiles, des Heeres, aus ihrem jahrelangen Gewissensschlaf aufgewacht, aber sie *sind* aufgewacht. Die tragische Spannung, die in ihrer Brust durch die Bindung an einen vorschnell geleisteten Eid und durch die Bindung an ihr Volk, ja an die Zivilisation schlechthin entstehen mußte, wird von Wheeler-Bennett viel zu oberflächlich und nonchalant dargestellt. Nicht nur dem militärischen Widerstand, sondern im wesentlichen auch dem politischen Widerstand gegen Hitler billigt der Verfasser höchstens patriotische Motive zu, nicht sittliche und allgemein menschliche. Das aber ist eine geradezu barbarische Entstellung der geschichtlichen Wahrheit! Es sollte wahrlich niemand die Entwicklung eines totalitären Systems und die Schicksale seiner Schöpfer, seiner Drahtzieher und seiner Opfer beschreiben, der ein solches System nicht aus eigener Anschauung und aus eigenem Leid kennt. Überall, wo sich Wheeler-Bennett mit dem deutschen Widerstand gegen Hitler, auseinandersetzt, spürt man die ebenso naive wie kaltschnäuzige Arroganz eines phantasiearmen

Menschen, der die Daseinsbedingungen in einem totalitären System nur vom Hörensagen oder aus Büchern kennt. Zum Gedenken des 20. Juli 1944 hat der Verfasser dieses Beitrages vor einem Jahr an der gleichen Stelle darauf hingewiesen, daß auch der deutsche Widerstand eine Rangordnung kenne: diejenigen, die ihre ganze Kraft einsetzten, um das drohende Unheil schon vor 1933 zu verhindern, seien ethisch höher zu bewerten als diejenigen, denen die Augen erst nach dem 30. Januar aufgingen. Ebenso müsse die höhere Achtung der Geschichte den Männern und Frauen gebühren, die dem Hitlersystem unter weitgehender Selbstisolierung im eigenen Volk schon in den Jahren rauschender Erfolge entgegenarbeiteten, als den Nachzählern des Widerstandes, die der Entwicklung erst in die Speichen greifen wollten, als sich das Verhängnis eines verlorenen Krieges am Horizont abzeichnete. Wo aber immer Blutopfer gebracht worden sind, erwache den Überlebenden die Verpflichtung, sich in aller Ehrfurcht vor den Toten zu neigen, gleichgültig woher sie kamen und wann sie kamen.

Wheeler-Bennett übersieht hingegen, daß im Zentrum des deutschen Widerstandes, zu dem unleugbar auch weite Kreise der Wehrmacht gehörten, die ihre Nemesis gleichsam im Widerstreit der Pflichten und schließlich durch den scheinbaren Makel des Hoch- und Landesverrates an sich selbst vollzogen, patriotische und sittliche Motive in eins zusammenflossen. Für den Triumph Hitlers über Deutschland gibt es mannigfache Ursachen, aber nicht die geringste ist sicherlich in dem Umstand zu suchen, daß die Sieger von 1919 Deutschland gegenüber nicht die gleiche Mäßigung und Weisheit aufbrachten wie hundert Jahre zuvor die Sieger über das napoleonische Frankreich auf dem Wiener Kongreß. Warum erwähnt Wheeler-Bennett diesen doch sicher sehr gewichtigen Beweisgrund, der unbestreitbar auch bis in die Wurzeln der Verschwörung gegen Hitler hineinreicht, nicht mit einem Wort? Warum zeigt er sich immer wieder erstaunt und leicht verärgert über das Bestreben der deutschen Widerstandsführer, die Kontakt mit dem Ausland suchten, Österreich und die Sudetengebiete bei Deutschland zu erhalten und gleichzeitig eine erträgliche Grenzregelung mit einem künftigen Polen anzustreben? Im November 1918 erklärte bereits die freigewählte österreichische Nationalversammlung ihren Willen, sich an Deutschland anzuschließen. Im Jahre 1931 bekräftigten die beiden Staaten Deutschland und Österreich ihren Willen zu engster brüderlicher Zusammenarbeit durch eine Zollunion, die später im Haag für vertragswidrig erklärt wurde. Von den Sudetendeutschen war bekannt, daß sie schon zu einem Zeitpunkt „heim ins Reich“ strebten, als diese Parole noch kein unerträgliches Schlagwort geworden war. Die widersinnige, an die Verhältnisse des siebzehnten oder achtzehnten Jahrhunderts gemahnende Versailler Grenzziehung im Osten hätte ohnedies im Laufe der Zeit zum Nutzen beider Völker einer friedlichen Einigung zwischen Deutschland und Polen bedurft, etwa in Form eines Gebietsaustausches in Ost- und Westpreußen und einer von beiden Kontrahenten geförderten Bevölkerungsumsiedlung. Über all diese Fragen gab es schon in der Weimarer Republik von rechts bis links keine Meinungsverschiedenheiten. Hätte also etwa nach Wheeler-Bennetts Ansicht die deutsche Opposition gegen Hitler vor dem Ausland ihren guten Willen dadurch kundtun sollen, daß sie eine Zerstückelung Deutschlands anbot, womöglich im Sinne der heutigen Zustände? Man kann für eine persönliche oder geschichtliche Schuld noch so hart büßen und darum doch nicht gleich zum Selbstmörder werden wollen.

Einige wenige Beispiele dafür, wie unkritisch, wie hemmungslos, ja, wie albern Wheeler-Bennett gelegentlich argumentiert, wenn ihn sein Rachegeäst gegenüber Deutschland zu stark fortreißt. So behauptet er wörtlich, Hitler sei durch „die dem Deutschen angestammte Blutgier“ zum Krieg gegen Polen getrieben worden. Seine Aussage wäre unangreifbar gewesen, wenn er den Vorwurf der Blutgier auf Hitler beschränkt hätte. Er wäre auch noch seriös geblieben, wenn er von einer nationalsozialistischen Blutgier gesprochen hätte, von der freilich zahllose harmlose Parteigenossen nichts wußten, die

aber sowohl für die Theorie wie für die Praxis des echten Hitlerjüngers charakteristisch war. Der Vorwurf in dieser verallgemeinernden Form ist geschmacklos und unsinnig. Kann man von einer den Franzosen angestammten Blutgier sprechen, weil sie einen Robespierre gehabt haben oder einen Napoleon, der Metternich 1813 in Dresden erklärte, er pfeife auf das Leben von einer Million Menschen? Oder will man von einer englischen Blutgier sprechen, weil man an Richard III., an Jakob II. oder an den indischen Aufstand von 1857 zurückdenkt? Ebenso ungereimt wirkt es, wenn Wheeler-Bennett die Mesalliance des ehemaligen Kriegsministers von Blomberg als eine „ungewöhnliche, unsaubere Geschichte, als einen Skandal, wie er sich solcherart vielleicht nur in Deutschland zutragen konnte“, schildert. Unsaubere Geschichten und Skandale haben bis zum heutigen Tage die traurige Angewohnheit, sich in allen Teilen der Welt zu ereignen.

Auch das leidige Bestreben, die moralische Bedeutung des deutschen Widerstandes mit allen Mitteln zu verkleinern, verleitet zu ähnlicher Unlogik. So heißt es bei der Schilderung des Zerwürfnisses zwischen Generaloberst *Beck* und *Hitler* wörtlich: „Für den Berufssoldaten wie Beck war der Krieg das letzte Mittel im internationalen politischen Kräftespiel; für Hitler war der Krieg nichts als ein Instrument, das man jederzeit um rein politischer Vorteile willen, wenn sie sich eben boten, als Drohung benutzen und, wenn nötig, anwenden müsse, wobei er sich nicht viel um strategische oder andere militärische Bedingungen kümmerte.“ Das ist gewiß eine klare Herausstellung der Gegensätze zwischen den beiden Männern. Was soll man aber davon halten, wenn der Verfasser wörtlich fortfährt: „Dieser Gegensatz war es und weniger ein moralischer Widerstreit, der schließlich zum Bruch zwischen Beck und Hitler führte.“ Ist aber nicht mit den vorausgehenden Sätzen ein echter und tiefer moralischer Widerstreit angedeutet, ja, der klassische Widerstreit zwischen einem gewissenhaften Berufssoldaten und einem politischen Vabanquespieler? Auch nach 1945 ist der Krieg leider noch immer das letzte Mittel im internationalen politischen Kräftespiel, und gerade der Berufssoldat kann ihn schlechterdings nicht anders betrachten. Das dürfte für die heutigen Offiziere der NATO genauso zutreffen wie auf einen Generalstäbler der dreißiger Jahre.

Man könnte sich noch über vieles mit Wheeler-Bennett auseinandersetzen, aber es ist besser, sich mit den notwendigsten Klarstellungen zu begnügen. Mit seinem um mindestens acht Jahre verspäteten literarischen Nürnbergprozeß gegen die deutsche Armee und indirekt gegen das deutsche Volk hat er der notwendigen geistigen Flurbereinigung der Vergangenheit wie dem großen Werk der europäischen Verständigung einen denkbar schlechten Dienst erwiesen. Sein Buch mit seiner vielfach zutage tretenden gehässigen Tendenz ist geeignet, alte Wunden aufzureißen und um des Anstandes und der Gerechtigkeit willen sogar diejenigen zu Apologeten des deutschen Militärs von einst zu machen, die ihm aus guten Gründen sonst mit äußerster kritischer Reserve gegenüberstehen. Die deutsch-englischen Beziehungen wird Wheeler-Bennett durch seine so oft zu einem Haßgesang entartete Chronik bestimmt nicht fördern, aber das wollte er vermutlich auch gar nicht. Die Gefahr ist nur, daß er bei seinen deutschen Lesern noch eine weitere Wirkung erzielen dürfte, die er bestimmt nicht beabsichtigt hat: die einen, die mit Recht auch heute noch ein schlechtes Gewissen haben müßten, werden die unerquickliche Lektüre zum Vorwand leidenschaftlicher Empörung nehmen und darauf hinweisen, das sei es ja, was unsere heutigen Verbündeten in der westeuropäischen Union in Wahrheit von uns dächten. Die anderen werden Wheeler-Bennetts Buch zum Kronzeugen dafür aufrufen, daß es unter gar keinen wie auch immer gearteten Umständen jemals wieder deutsche Soldaten geben dürfe. Die innere deutsche Diskussion über die Wehrfrage ist hierdurch nicht versachlicht, sondern zugespitzt worden. Möge sich die Vernunft, die Gott sei Dank noch immer weiß, daß weder die eine noch die andere Seite recht hat, durch solche literarischen Faustschläge nicht allzusehr entmutigen lassen!